

**Verband binationaler Familien und Partnerschaften,
iaf e.V. (Hrsg.)**



SICHTBAR ANDERS —

*AUS DEM LEBEN AFRODEUTSCHER
KINDER UND JUGENDLICHER*



Brandes & Apsel

Eva Massingue

*Sichtbar anders –
aus dem Leben afrodeutscher
Kinder und Jugendlicher*



Mehr als 300.000 schwarze Deutsche leben schätzungsweise in der Bundesrepublik, die meisten sind hier geboren und betrachten Deutschland als ihre Heimat. Dennoch fällt es vielen Menschen schwer, in Afrodeutschen keine »Ausländer« zu sehen und zu akzeptieren, dass ein wachsender Teil der deutschen Bevölkerung schwarz bzw. dunkelhäutig ist.

Afrodeutsche Kinder und Jugendliche machen früh Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung. Ihre Eltern können nicht immer nachempfinden, unter welchem Druck sie manches Mal stehen.

In den vergangenen Jahren und Jahrzehnten sind Selbsthilfegruppen und Hilfsangebote entstanden, die afrodeutsche Kinder und Jugendliche dabei unterstützen, sich innerlich zu stabilisieren und, wenn nötig, nach außen zur Wehr zu setzen. Einige dieser Initiativen werden in dem vorliegenden Band vorgestellt.

Neben den Eltern kommen auch die afrodeutschen Kinder und Jugendlichen zu Wort: Sie erzählen, wie sie sich selbst sehen und berichten von ihren Erfahrungen – in der Schule, in der Familie und manchmal auch im Herkunftsland eines nicht-deutschen Elternteils.

Die Autorin:

Eva Massingue, geboren 1954 in Magdeburg, binational verheiratet, eine Tochter. Studium der Ur- und Frühgeschichte und Ethnologie in Göttingen. Tätig in verschiedenen Berufen, seit 1999 freiberuflich als Journalistin, Autorin und Literaturscout im Bereich Kinder- und Jugendbuch. Zahlreiche Beiträge zu interkulturellen Themen. Buchveröffentlichungen unter anderem bei Brandes & Apsel: *Binationale Paare im Alter. Ein Ratgeber* (2004).

Eva Massingue

Sichtbar anders – aus dem Leben afrodeutscher Kinder und Jugendlicher

Herausgegeben vom Verband binationaler
Familien und Partnerschaften, iaf e.V.

Brandes & Apsel

Sie finden unser Gesamtverzeichnis mit aktuellen Informationen
im Internet unter: *www.brandes-apsel-verlag.de*

Wenn Sie unser Gesamtverzeichnis in gedruckter Form wünschen,
senden Sie uns eine E-Mail an: *info@brandes-apsel.de* oder
eine Postkarte an: *Brandes & Apsel Verlag, Scheidswaldstr. 22,
60385 Frankfurt a. M., Germany*

1. Auflag 2014 (E-Book)

2. Auflage 2010 (gedrucktes Buch)

1. Auflage 2005

© Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und
Verbreitung sowie der Übersetzung, Mikroverfilmung, Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen oder optischen Systemen, der öffentlichen
Wiedergabe durch Hörfunk-, Fernsehsendungen und Multimedia sowie der
Bereithaltung in einer Online-Datenbank oder im Internet zur Nutzung durch
Dritte.

Lektorat und DTP:Tobias Frisch

Umschlaggestaltung: MDD-Digitale Produktion, Petra Sartowski, Maintal

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deut-
schen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-95558-103-9 (E-Book)

ISBN 978-3-86099-821-2 (gedrucktes Buch)

Inhalt

Vorwort	7
Schwarze, Schwarze Deutsche, Afrodeutsche	9
Schon immer da gewesen – ein ganz kurzer Abriss der Geschichte afrodeutscher Beziehungen	9
Wo (ge)höre ich hin? Wo (ge)höre ich weg?	17
»Ach, der gehört zu Ihnen ...«	37
Vergiss, dass deine Kinder schwarz sind. Vergiss nie, dass deine Kinder schwarz sind	37
Braune Haut	49
»Ach, Sie sind die Mutter!«	52
»Nicht so leicht, sich einzuordnen«	55
Wie ich mich sehe – afrodeutsche Kinder in ihren eigenen Worten	55
Das regt mich sooo auf!	57
Überempfindlich?	59
»Immer das Positive an sich sehen – und immer zu sich selber stehen« Ein Interview mit drei afrodeutschen Mädchen	63
»Ich sehe von vornherein anders aus, und das ist schon mal positiv«	67
Erfahrungen mit Rassismus – Jugendliche erzählen	69
Jetzt ist es ganz okay	72
Manchmal ist es auch ziemlich nervig, dunkelhäutig zu sein	73
»Ich finde eigentlich, dass wir eine sehr wichtige Aufgabe haben könnten«	74
Für immer nach Deutschland	82
Verwandtenbesuch in und aus Afrika	85
»Es ist gut, viele Plätze zu haben, an denen man zu Hause ist« Besuch in und aus Mosambik	85
Heimfahrt mit Kind	92
Eine Schwiegermutter aus Côte d'Ivoire zu Besuch	97

Was tun? Was tun!	101
»Kinder stark machen«	
Bremer Initiative für afrodeutsche und afrikanische Kinder und Jugendliche	101
Geschichte einer Elterngruppe in Regensburg	105
Was es nicht gibt, muss man erfinden, oder: In der Gruppe sind wir stark	
Initiative Eltern Schwarzer Kinder in Dortmund	108
Elternforum Multi-Color Zürich	
Treffpunkt für Familien mit Kindern schwarzer Herkunft	110
Beratung von Eltern mit Kindern aus afrodeutschen Verbindungen	112
Zusammen lernen	
Kwetu e.V., ein multikultureller Kinderladen in Berlin	115
Ein etwas anderer Kindergarten: die Rote Mühle in Emden	118
Das Interkulturelle Spielzimmer	
Erweiterung interkultureller Kompetenz	120
Initiative Schwarze Menschen in Deutschland	126
Sankofa-Ferierendorf und YoungStars*	
Treffen des ISD-Bund e.V.	130
Phoenix e.V.	
Unser Verein, unsere Arbeit, unsere Erfahrungen mit schwarzen Kindern und Jugendlichen	133
Wen Do-Training in Bremen	135
Selbstverteidigung für die afrodeutsche Jungengruppe der iaf Bremen	138
Leben mit HIV	140
Inseln im weißen Mainstream	145
Hip Hop aus Afrodeutschland	145
Fußball	149
Haarpflege und Frisuren	152
»Und wo bin da ich?«	
Bücher für Afrodeutsche Kinder und Jugendliche	156
Netzknotten: Websites und Links	162
Literatur	169
Allgemeine Sachliteratur	169
(Auto-)Biographien schwarzer Europäerinnen und Europäer	170

Vorwort

»In deiner Haut möchte ich nicht stecken« – ein solcher Satz fällt, wenn wir Mitgefühl für eine unangenehme Situation ausdrücken wollen. Sich in der eigenen Haut wohl fühlen oder auch nicht – für dunkelhäutige Menschen in Deutschland ist das nicht an vorübergehende Situationen gebunden, sondern Lebensthema, alltägliche Auseinandersetzung. In diesem Buch erzählen afrodeutsche Kinder und Jugendliche, wie es ihnen damit geht. »Sichtbar anders« – daraus kann man Stolz entwickeln, sich bewusst abgrenzen, etwas Besonderes sein. Doch erst mal ist es eine Bürde: immer aufzufallen, auch wenn man es nicht will; immer »sichtbar« zu sein, auch wenn man sich gar nicht »anders« fühlt.

»Mama, ich will aber gar nicht braun sein«, sagt der sechsjährige Kamal zu seiner Mutter, die ihm diesen Wunsch nicht erfüllen kann. Wie gehen Mütter damit um? Wie verhalten sie sich zu den Rassismuserfahrungen ihrer Kinder, wie reagieren sie auf die Distanzlosigkeit ihrer Umgebung? Auch sie kommen in diesem Buch zu Wort, berichten von ihrer eigenen Entwicklung im schwarz-weißen Familienkontext.

Vor 18 Jahren hat die Regionalstelle Bremen des Verbandes binationaler Familien und Partnerschaften, iaf e.V. eine Initiative ins Leben gerufen: »afroDeutsch – Kinder stark machen« stellte sich der Aufgabe, »unseren Kindern ein Wir-Gefühl zu vermitteln und ihnen die Möglichkeit zu geben, sich einmal nicht »anders«, sondern einfach als eine/r unter vielen zu erleben.« (siehe S. 101) Nicht nur die Kinder gilt es »stark« zu machen, auch die Familien brauchen Unterstützung – das Projekt der iaf Bremen war und ist ein Beispiel, dem andere Regionalgruppen unseres Verbandes folgten. Afrodeutsche Spielgruppen und Gesprächskreise für die Eltern gibt es heute bei der iaf in Frankfurt, Hamburg und München; ihre Erfahrungen fließen in die interkulturelle Arbeit unseres Verbandes mit ein.

In den letzten 20 Jahren ist das Bewusstsein für Rassismus in unserer Gesellschaft gewachsen. Davon zeugen die vielen Initiativen und Projekte, über die wir in diesem Band nur ausschnittsweise berichten können. Der Umgang mit Rassismus als individuelle Erfahrung ist dabei die eine Seite; die andere ist die gesellschaftliche Ächtung rassistischen und diskriminierenden Verhaltens, wo immer es auftritt. Rassismus gefährdet den demokratischen Grund-

konsens, ihn zu bekämpfen ist Aufgabe von Politik und Zivilgesellschaft gleichermaßen. Nicht nur die aktuelle Debatte um ein Antidiskriminierungsgesetz zeigt, wie viel wir da noch lernen müssen. Die Beiträge in diesem Band möchten wir deshalb auch als Aufforderung verstehen, sensibler und aufmerksamer zu werden gegenüber den offenen und verdeckten Demütigungen, die Menschen mit schwarzer Hautfarbe in unserer Mitte erleben.

Ein herzliches Dankeschön sagen wir all denen, die an diesem Buch mitgewirkt haben! Eva Massingue hat mit viel Sorgfalt und in Kenntnis der Thematik die vorliegenden Beiträge zusammengestellt und viele weitere Autor/innen für dieses Buch gewinnen können, deren Namen wir jeweils bei ihren Artikeln aufgeführt haben. Manche Autor/innen verwenden den Begriff »Schwarz« als Ausdruck eines politischen Bewußtseins und schreiben ihn deshalb durchgängig groß, andere tun dies nicht. Im Interesse der Vielfalt haben wir die Schreibweise nicht vereinheitlicht.

Cornelia Spohn

Bundesgeschäftsführerin des

Verbandes binationaler Familien und Partnerschaften, iaf e.V.

Schwarze, Schwarze Deutsche, Afrodeutsche

Schon immer da gewesen – ein ganz kurzer Abriss der Geschichte afrodeutscher Beziehungen

»Schwarze« gibt es eigentlich erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts. Das ist zwar provokant formuliert, aber nicht ganz falsch, hat doch erst zu dieser Zeit der Naturforscher Carl von Linné die Hautfarbe der Menschen zum entscheidenden Unterscheidungsmerkmal der von ihm festgelegten Menschenarten gemacht. Erst in der 13. Auflage seiner »Systema naturae« taucht die uns heute so vertraute Einteilung auf: der homo europaeus albus, der weiße Europäer, der homo americanus rufus, die »Rothaut«, der homo asiaticus luridus, der blassgelbe Asiat, und der homo africanus niger, der schwarze Afrikaner. Über diese Konstruktion herrschte keineswegs immer Einigkeit, zuvor waren Asiaten auch als weiß oder schwarz und Indianer als weiß beschrieben worden.

Menschen aus Afrika, mit dunklerer Hautfarbe und fremdartigem Aussehen, kannte man in Mitteleuropa natürlich schon lange vor dem 18. Jahrhundert. Ihre Nachkommen sind im Genpool Mitteleuropas aufgegangen. So bestanden zum Beispiel römische Hilfstruppen auch aus Schwarzafrikanern, Nubiern, die sich nach Beendigung ihrer aktiven Zeit als Soldat als Bauern niederließen und Familien gründeten. Als Angehörige der siegreichen Be-

satzungsmacht (nach 25 Dienstjahren erhielten sie römisches Bürgerrecht) und materiell gut ausgestattet, waren sie für die Frauen der ansässigen Bevölkerung bevorzugte Heiratskandidaten. Entlang des Limes waren einige Hilfstruppen stationiert, Nubier unter anderem in der Gegend von Trier.

Die Kontakte in den folgenden Jahrhunderten sind eher sporadisch geblieben, waren aber durchaus vorhanden. Eine Fülle afrikanischer Gestalten bevölkert die mittelalterliche Malerei, im 13. bis 16. Jahrhundert ist es meist einer der Heiligen drei Könige (Kaspar) oder die Personage seines Begleitrosses. Das zeigt, dass sehr wohl bekannt war, wie Afrikaner aussehen. Die abwertenden Darstellungen späterer Jahrhunderte findet man hier noch nicht, Albrecht Dürers Kaspar (in der »Anbetungsszene«, entstanden 1504) ist ein selbstbewusster und den anderen Monarchen gleichgestellter gutaussehender junger Prinz.

Das Mittelalter kannte auch einen afrikanischen Heiligen, den Heiligen Mauritius, der im Umkreis des Erzbistums Magdeburg besonders verehrt wurde. Eine etwa lebensgroße Steinstatue (entstanden um 1240) im Magdeburger Dom zeigt den Heiligen als Ritter – und deutlich als Afrikaner. In der alten Pinakothek in München hängt ein Altarbild des Matthias Grünewald: Die Heiligen Erasmus und Mauritius (um 1521). Der europäische und der afrikanische Heilige stehen hier noch gleichberechtigt nebeneinander. Mit Beginn der europäischen Entdeckungsfahrten im 16. Jahrhundert verschwindet der afrikanische Heilige aus der offiziellen Ikonographie oder er wird – weiß.

Afrikaner und Afrikanerinnen kommen zur Zeit des Barock, wenn auch nicht freiwillig, in größerer Zahl nach Mitteleuropa. An den vielen kleinen und größeren Adels- und Herrscherhäusern wird es Mode, sich einen bunten Hofstaat zuzulegen: Türken, Haiducken und »Mohren«: Schwarze Kinder als putzige Bedienstete, die die heiße Schokolade kredenzen, und erwachsene Männer als Musiker in den Militärkapellen. In der Tradition der schwarzen Bediensteten im Kindesalter, die oft in ein orientalisches Kostüm gesteckt wurden, um das Exotische noch herauszustellen, steht auch der Sarotti-Mohr als Werbefigur.

Schwarze Domestiken gehörten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fast schon zum Alltag. Sie waren ein wichtiges Statussymbol, vor allem aufgrund ihres hohen Preises. Man erwarb sie über den ausgedehnten Sklavenhandel im Ausland. Da deutsche Fürstenhäuser – ein brandenburgisches Experiment ohne Fortune einmal ausgenommen – keine eigenen Besitzungen in Afrika hatten, und da es abgesehen von der Familie Schimmelmann auch keine deutschen Sklavenhändler gab, mussten sie alle für teures Geld im Ausland eingekauft werden. Die Preise für Hofmohren stiegen im 18. Jahr-

hundert mit dem Bedarf zum Teil steil an. In der Regel durften die Paukenschläger, Pfeifer, Trommler und anderen Bediensteten nicht heiraten. Das war nur möglich, wenn sie freigelassen wurden, und dies bedeutete oftmals eine Entlassung in Arbeitslosigkeit und Elend. Nur wenige entkamen diesem Schicksal und machten ihr Glück, wie etwa Angelo Soliman. Der war 1732 als Kind an den Fürsten Lobkowitz verschenkt worden, der ihn 1755 an den Fürsten Wenzel von Liechtenstein vererbte. Hier stieg Angelo Soliman als Kammerdiener und Reisebegleiter auf, heiratete eine vermögende Witwe, mit der er eine Tochter hatte, und wurde Logenbruder von Mozart und Haydn in der Freimaurerloge »Zur wahren Eintracht«. Angelo Soliman sprach Deutsch, Italienisch, Französisch, Englisch, Tschechisch und Latein, beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Studien und genoss den allerbesten Ruf. Er lebte bis zu seinem Tod im Jahr 1796 als angesehenen Bürger in Wien, wurde jedoch nach seinem Tod gegen den Willen seiner Tochter ausgestopft und im k. u. k. Hof-Naturalienkabinett ausgestellt. 1848 verbrennt der Leichnam Solimans und zweier weiterer ausgestopfter Afrikaner im Magazin des Museums, als eine verirrte Kanonenkugel den Dachstuhl in Brand und dem würdelosen Zustand ein Ende setzt. Angelo Solimans Tochter Josephine heiratet 1797 Ernst Freiherr von Feuchtersleben, in Krakau wird Sohn Eduard geboren, der jedoch kinderlos stirbt. Ein »Leibmohr« am Wolfenbütteler Hof schafft es, in Halle zu studieren und Professor der Philosophie an der Universität Jena zu werden: Anton Wilhelm Amo unterrichtet von 1739 bis 1747 in Jena, geht dann jedoch nach Westafrika zurück, wo sich seine Spur verliert.



**Statue des Heiligen Mauritius
im Dom von Magdeburg**

Andere, nicht so berühmt gewordene Hofmohren haben geheiratet und Kinder hinterlassen, der Stammbaum einer solchen Familie aus dem kleinen thüringischen Garnisonsstädtchen Greiz ist über Generationen dokumentiert. Der uneheliche Sohn des Hofmohren Heinrich Conrad Guinea, Hein-

rich Christian Thomas, wird als Bürger, Bader und Chirurg in den Quellen geführt, er hinterlässt zwei Söhne, drei Enkel und drei Urenkel. Die Familie vergrößerte sich in den folgenden Jahren weiter, und Nachkommen dieses Hofmohren dürften heute noch leben.

Die Mode, schwarze Militärmusiker zu beschäftigen, endete in Deutschland erst mit dem Ende der Monarchie. Einer der berühmtesten war der 1867 in Berlin geborene Gustav Sabac Lel Cher. Dessen Vater, ein »Nubier«, war von einem Bruder Kaiser Wilhelms I. von einer Orientreise mit nach Berlin gebracht worden. Lel Cher besuchte die Musikschule, komponierte einige Musikstücke und wurde schließlich Kapellmeister beim 1. Ostpreußischen Grenadierregiment. Er heiratete die Tochter eines reichen ostpreußischen Häusermaklers und besaß bis zu seinem Tod 1934 ein Gartenlokal in Berlin.

Andere Afrikaner kommen mit den Ende des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts sehr beliebten Völkerschauen nach Deutschland. Völkerschauen waren besonders vom Tierfänger Carl Hagenbeck aus Hamburg zu einem boomenden neuen Zweig der Unterhaltungsindustrie entwickelt worden. Quane e Dibobe aus Kamerun war einer der für die erste deutsche Kolonialausstellung 1896 angeheuerten Afrikaner, die in der Folgezeit in einem Park oder im Zoo in einem »Negerdorf« die Schaulust der Deutschen befriedigten. Quane blieb nach Ende seines Kontraktes in Deutschland, machte bei Siemens eine Schlosserlehre und wurde der erste schwarze U-Bahn-Fahrer Berlins. Kontakte zwischen den »ausgestellten« Afrikanern und der einheimischen Damenwelt gab es, sehr zum Leidwesen der offiziellen Stellen, häufiger. Die interessante Studie von Thode-Arora über Völkerschauen geht auch diesen Kontakten nach.

An der vibrierenden, pulsierenden Künstlerszene im Berlin der 20er Jahre nahm auch eine Reihe Schwarzer teil, Afroamerikaner und Afrikaner, zum Beispiel der Jazzmusiker Herb Flemming (1898-1976) oder der aus Ägypten stammende Klubbesitzer Mustafa El Sherbini. 1929 wurde die deutsche Sektion der »Liga zur Verteidigung der Negerrasse e.V.« mit Sitz in Berlin gegründet, ein Ableger der in Paris gegründeten Vereinigung, die maßgeblich zum Selbstbewusstsein schwarzer Afrikaner beitrug.

Diese Entwicklung fand mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus ein abruptes Ende. Wer nicht rechtzeitig emigrierte oder für Propagandafilme als Komparse gebraucht wurde, hat das so genannte Tausendjährige Reich nur selten überlebt. Eine alte Jüdin, Holocaust-Überlebende aus Ravensbrück, erzählte Ika Hügel auf deren Frage nach schwarzen Frauen im KZ: »Mädchen, frag mich nicht. Die hat es hier gegeben, aber wir haben keinen Kontakt gehabt. Frag mich nicht, wie viele.« Die Geschichte der schwarzen Diaspora während des Nationalsozialismus ist noch weitgehend unerforscht.

Nach 1945 beginnt ein neues Kapitel schwarz-weißer Beziehungen. Mehr als 3.000 Kinder schwarzer GIs und deutscher Mütter werden im Nachkriegsdeutschland geboren. Diese so genannten Besatzungskinder haben es oft sehr schwer, denn aus den Köpfen der Deutschen hat sich mit Kriegsende der Rassismus noch lange nicht verabschiedet. Die Vorstellung von den »natürlichen Unterschieden« zwischen den »Rassen« und einem direkten Zusammenhang zwischen Aussehen und Charakter war ja auch um einiges älter als seine mörderischste Ausprägung zwischen 1933 und 1945. Die Wochenzeitung *Das Parlament* schreibt Anfang 1952:

»Das Los der Mischlingskinder bereitet uns Sorge, weil sie sowohl von den Europäern als auch von den Schwarzen verachtet werden. Die Zwierspältigkeit des Mischlingslebens unter Europäern und Negern lässt sich nicht leugnen. Der Mischling rebelliert gegen den Stachel der Verachtung. Ein Teil der Mischlinge, der sich dem europäischen Lebensstil genähert hat, ist moralisch herabgekommen und nicht charakterfest. Die verantwortlichen Stellen der behördlichen Jugendpflege haben sich bereits seit Jahren Gedanken über das Schicksal dieser Mischlingskinder gemacht, denen schon allein die klimatischen Bedingungen in unserem Lande nicht gemäß sind. Man hat erwogen, ob es nicht besser für sie sei, wenn man sie in das Heimatland ihrer Väter brächte.«

Da sich das offensichtlich als zu kompliziert erweist, finden die Politiker andere Wege: Oftmals gegen den Willen der Mütter holen »Jugendfürsorger« die Kinder aus ihren Familien. Das durften sie deshalb, weil die unehelich geborenen Kinder unter der Vormundschaft der Jugendfürsorgeeinrichtungen standen. Fast ein Drittel der schwarzen Kinder landet so in Heimen und Erziehungsanstalten. Ika Hügel beschreibt in ihrer Autobiographie »Daheim unterwegs« exemplarisch, was ihr und anderen Kindern angetan wurde. May Ayim, aufgewachsen als Brigitte Sylvia Gertrude Opitz, schreibt, sie hätte ihre »Kindheit nur knapp überlebt«. Von 1952 bis 1959 führte die evangelische Pastorenfrau Irene Dilloo ein Kinderheim, das bezeichnenderweise »Albert-Schweitzer-Kinderheim für Mischlingskinder« hieß und in dem afrodeutsche Kinder von weißen Einflüssen möglichst fern gehalten werden sollten, um sie auf ihre spätere Ausreise nach Übersee vorzubereiten. Und, weitere seltsame Blüte des Rassismus: Als diese Kinder älter waren und Berufe erlernten, erwarteten einige Ausbilder von ihnen, dass sie dereinst einmal als Facharbeiter für ihre Firma nach Afrika gehen würden!

Ein Radiomoderator, der es wahrscheinlich auch noch gut meinte und sich keiner Entgleisung bewusst war, konnte damals den folgenden Text über den Äther schicken. Dass wir 60 Jahre nach Kriegsende diesen Text kaum noch

lesen können, ohne uns vor Schmerzen zu krümmen, spricht eigentlich dafür, dass durch stetes Bemühen und fortgesetzte Aufklärungsarbeit doch eine Bewusstseinsänderung möglich ist.

»Manchmal glaubt man, ein Bild aus dem Struwwelpeter zu sehen, wenn man jetzt kleine ›Mohrenkinder‹ auf den Spielplätzen deutscher Städte oder Dörfer sich tummeln und kugeln sieht. Es ist noch gar nicht so lange her, da waren selbst Negerpuppen in Deutschland verboten. Trotzdem wäre es durchaus falsch, zu sagen, dass die Negerkinder – die ja übrigens nur 50 Prozent farbigen Blutes in sich haben – von dem Mann in der Straße mit schiefen Blicken angesehen werden. Dazu sind sie meistens viel zu possierlich, und Kindern gegenüber lässt man am ehesten Toleranz walten.

Unter den etwa 13.000 Kindern, deren Väter der amerikanischen Besatzungsmacht angehören, sind rund 3.000 farbige. Natürlich gibt es da, wo die farbigen Truppen stationiert sind, am meisten farbige Kinder, zum Beispiel in München und Frankfurt. Diese Kinder sind in ihrer ganzen Lebensform vollkommen Einheimische, es klingt außerordentlich drollig, wenn so ein ›Urwaldkind‹ sich plötzlich im schönsten Bayerisch oder Hessisch mit seinen Spielkameraden auseinandersetzt.

Aber es wäre falsch, dieses Problem nur von dieser idyllischen Seite her anzusehen. Diese Kinder stellen ein sehr ernstes Problem dar. Der größte Prozentsatz der farbigen Kinder lebt zwar mit den Müttern oder Großeltern, aber immer wieder kommen Fälle vor, in denen Kinder von der Mutter ausgesetzt werden, weil sie sich vor den Komplikationen fürchtet. Solche Kinder kommen dann in städtische oder staatliche Heime, sie werden dort genauso behandelt wie ihre weißhäutigen kleinen Kameraden.

Manchmal führt ein solches Kind auch die Eltern zur Heirat zusammen, sobald aber die uneheliche Mutter die Möglichkeit zur Ehe mit einem weißen Mann hat, wird das Kind zum Störenfried, und man versucht, es mit allen Mitteln loszuwerden. Die Jugendämter können Bände davon erzählen.

Es ist eine interessante Tatsache, dass auch eine gewisse Nachfrage zur Adoption der farbigen Kinder besteht, und zwar von Seiten farbiger amerikanischer Familien. Dies geschieht durch die Vermittlung von Sekten und Kirchen, oder aber auch von einzelnen deutschen Familien. Ein SS-Mann der Leibstandarte hat nach der Entlassung aus der Haft als freiwillige Buße für die Mitschuld an der Tötung von Juden, wie er selbst angibt, die Mutter eines farbigen Kindes geheiratet und es adoptiert. Fast alle Adoptionen durch deutsche Eltern haben sich zerschlagen« (zit. nach Jella Lepman, *Die Kinderbuchbrücke*, München 1999, S. 166-167).

Nur wenige schwarz-weiße Elternpaare konnten heiraten, dem deutschen Rassismus ebenbürtig zur Seite stand da die Segregationspolitik in den USA, die ebenfalls »Rassenmischung« zu verhindern suchte. Wenige dieser Kinder wurden von schwarzen amerikanischen Familien adoptiert, die »ihre« Kinder, die »brown babies« »heimholen« wollten, eine Haltung, die auch nicht frei von Rassismus ist. Schwarze Deutsche wuchsen in Deutschland zumeist vereinzelt auf, hatten keinen Kontakt zueinander oder zu anderen Schwarzen und wurden auch in der Öffentlichkeit nicht als Gruppe wahrgenommen. Das änderte sich erst nach Erscheinen des Buches »Farbe bekennen«. Hier die Vorgeschichte:

Vor 20 Jahren schrieb die Afroamerikanerin Audre Lorde zusammen mit Adrienne Rich das Buch »Macht und Sinnlichkeit«, ein Klassiker der feministischen Literatur. Das Buch erschien 1983 auf Deutsch im Orlanda Frauenverlag in Berlin, und ein Jahr später wurde Lorde als Gastdozentin für ein Semester an die Berliner Freie Universität eingeladen. Audre Lorde suchte in Berlin gezielt nach schwarzen Menschen, obwohl sie nicht recht wusste, ob es die in Deutschland überhaupt gab. So lernte sie die Studentinnen May Ayim und Katharina Oguntoye kennen.

1984 bat der Orlanda-Verlag Lorde um ein neues Buch. Doch Lorde lehnte ab; stattdessen überzeugte sie den Verlag davon, dass es wichtiger sei, den Dialog afrodeutscher Frauen und ihre Spurensuche in der deutschen Geschichte zu unterstützen. Der Verlag trat dann mit der Bitte an May Ayim und Katharina Oguntoye heran, an einem entsprechenden Buch zu arbeiten. »Wir haben uns gefragt, ob wir das überhaupt können und ob wir diese Verantwortung tragen wollen«, erinnert sich Katharina Oguntoye. »Wir haben zwei Tage überlegt und dann zugesagt. Mein Gedanke dabei war auch: Wenn ich diese Chance nicht nutze, mich einzumischen, dann brauch' ich auch nicht mehr rumzumeckern, was alles falsch läuft in der Gesellschaft.« Nach zwei Jahren Arbeit, nach vielen Interviews, Recherchen, Gesprächen und Diskussionen erschien 1986 »Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte«.

Mit »Farbe bekennen« setzte nicht nur ein akademischer Diskurs über afrodeutsche Geschichte und Identität ein, es begann auch ein Prozess des Kennenlernens, des Austausches unter schwarzen Deutschen und Schwarzen in Deutschland. Im selben Jahr entstand die Initiative Schwarzer Deutscher e.V., ISD, ein Netzwerk, das sich über Ortsgruppen in verschiedenen deutschen Großstädten organisierte und auch heute noch regelmäßig Bundestreffen abhält (siehe S. 126).

Den Weg aus der Geschichtslosigkeit und Fremdbestimmung begleitete von Anfang an das Wort »afrodeutsch«, das sich seither weitestgehend durch-

gesetzt und »Mischlinge«, »Besatzungskinder« und ähnliche degradierende Bezeichnungen ersetzt hat. Doch Afrodeutsche sind keine homogene Gruppe, außer einer dunkleren Hautfarbe und der Tatsache, dass ein Elternteil schwarz ist, haben sie wenig gemein. So ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass sich nicht alle durch die ISD vertreten fühlen. Gerade Jüngere wollen zum Beispiel weg von der Opferrolle und suchen ein neues, anderes Selbstbild (siehe zum Beispiel die Website www.100prozentmulatto.de).

Literatur

- Bauer, W. A.: *Angelo Soliman, der hochfürstliche Mohr. Ein exotisches Kapitel Alt-Wien*. Herausgegeben und eingeleitet von Monika Firla-Forkl. Berlin 1993.
- taz-Recherchedienst Berlin: *Diesseits von Afrika. Die Medienpräsenz schwarzer Menschen in der taz 1986 bis 2001. Eine Auswahl*.
- Debrunner, H.W.: *Presence and Prestige: Africans in Europe. A History of Africans in Europe before 1918*. Basler Afrika Bibliographien. Basel 1979.
- Henningsen, M.: »Der heilige Mauritius und der Streit um die multikulturelle Identität des Westens« in: *Merkur* 46, 1992, S. 834-845.
- Hügel-Marshall, I.: *Daheim unterwegs. Ein deutsches Leben*. Berlin 1998.
- Hund, W. D.: »Die Farbe der Schwarzen. Über die Konstruktion der Menschenrassen« in: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 38, 1993, S. 1005-1014.
- Lemke Muniz de Faria, Y.-C.: *Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche »Besatzungskinder« im Nachkriegsdeutschland*. Berlin 2002.
- Lindner, A.: »Die Nachkommen eines gräflichen Kammermohren der Rokokozeit. Die Baderfamilie Thomas in Greiz« in: *Genealogie* VI, Jg. 11/12, 1962/63, S. 552-560.
- Oguntoye, K./Opitz, M./Schultz, D.: *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*. Berlin 1986.
- Reed-Anderson, P.: *Metropole, Menschen, Nahaufnahme. Afrikaner in Berlin*. Herausgegeben von der Ausländerbeauftragten des Berliner Senats. Berlin 1997.
- Reed-Anderson, P.: *Eine Geschichte von mehr als 100 Jahren. Die Anfänge der Afrikanischen Diaspora in Berlin*. Herausgegeben von der Ausländerbeauftragten des Berliner Senats. Berlin 1995.
- Thode-Arora, H.: *Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen*. Frankfurt a. M. 1989.
- Trüper, U.: »Afrikaner in Berlin« in: *taz Magazin* Nr. 6135, 6. 5. 2000.
- Verma, E.: *Wo du auch herkommst. Binationale Paare durch die Jahrtausende*. Frankfurt a. M. 1993.

Wo (ge)höre ich hin? Wo (ge)höre ich weg?

von Juliane U. Okuesa

Im Rahmen meiner Examensarbeit wurden auf der Grundlage von Interviews die Lebenswelten und die Identitätsentwicklung der Kinder und Jugendlichen mit afrodeutschem Hintergrund untersucht. Das Ziel dabei war, deutlich zu machen, wie sich die afrodeutschen Kinder in Deutschland in ihrer Identität entwickeln und wie sie ihre kulturelle Identität, ihre Haltung und Loyalität gegenüber der schwarzen und weißen Gesellschaft und Kultur sowie ihre Erfahrungen und den Umgang mit Diskriminierung definieren.

»Afrodeutsch« – Begriffsentwicklung und -zuordnung

Im deutschen Sprachgebrauch hat sich in Hinsicht auf die Bezeichnung von Schwarzen einiges geändert. Ältere (teilweise auch heute noch verwendete) Begriffe weisen auf die Stigmatisierung durch die Weißen hin. Für die Entwicklung eines positiven Selbstbildes und eines Schwarzen Bewusstseins ist es wichtig, dass die Betroffenen einen Begriff haben, der von ihnen selbst bestimmt wird und nicht von der weißen Dominanz aufgedrängt wurde und negative und/oder rassistische Hintergründe hat. Bis in die 80er Jahre waren die Bezeichnungen, die für Schwarze und Afrodeutsche verwendet wurden, von der weißen Mehrheitsbevölkerung fremdbestimmt. In der deutschen Sprache gab es keinen Begriff, der von allen Betroffenen als neutral angesehen wurde. So gab es Bezeichnungen wie »Mulatte«, »Farbiger«, »Mischling« und vieles mehr. Diese Begriffe beinhalten zum Teil abwertende (auch dem Tierreich entlehnte) Bedeutungen und werden auch als Schimpfwörter gebraucht. Der Begriff »afrodeutsch« wurde in Anlehnung an den Begriff »afroamerikanisch« entwickelt und soll die kulturelle Herkunft der Betroffenen zum Ausdruck bringen, die einen afrikanischen und einen deutschen Elternteil haben. Afrodeutsche sind in Deutschland aufgewachsen oder haben einen großen Teil ihrer Sozialisation und Lebenserfahrung in der deutschen Gesellschaft entwickelt. »Ebenso wie mit der synonym gebrauchten Bezeichnung ›Schwarze Deutsche‹ geht es uns nicht um Ausgrenzung nach Herkunft oder Hautfarbe, wissen wir doch allzu gut, was es heißt, unter Ausgrenzung zu leiden. Vielmehr wollen wir ›afrodeutsch‹ den herkömmlichen Behelfsbezeichnungen wie ›Mischling‹, ›Mulatte‹ oder ›Farbige‹ entgegensetzen, als